

Nach den nur kurz genannten Entdeckungen anderer Abbés und Curés gibt es in der Umgebung von Nîmes noch weitere Höhlen, in denen sich Zeichen und Zeichnungen befinden. Man wird also neue Überraschungen aus der Garrigue erwarten dürfen.

Das Buch ist wie ein anderes kürzlich erschienenenes von Herbert Kühn, das einen ähnlichen Stoff behandelt, zum Teil in der Form von Zwiegesprächen geschrieben. Wenn wir es mit dem seinerzeitigen auch ins Deutsche übersetzten Buch „Zehn Jahre unter der Erde“ vergleichen, so verdient Casterets Werk entschieden den Vorzug.

L. Z.

Pia LAVIOSA-ZAMBOTTI: *Ursprung und Ausbreitung der Kultur*, 445 Seiten mit 10 Tafeln, 59 Abbildungen und 1 Karte. Baden-Baden 1950.

Die Fülle des Neuen, das in den Publikationen von Prähistorikern, Anthropologen, Ethnologen und verwandte Fachgebiete bearbeitenden Forschern heute in den Kulturstaaten geboten wird, ist enorm. Es sind deshalb, um mit O. Menghin zu sprechen, die Werke der wissenschaftlichen Meister, die das, was der Fleiß der Kärner in jahrelangen Bemühen an Stoff anhäufte, zu sowohl weitgespannten als haltbaren Synthesen zusammenschweißen sollen. Ein solcher synthetischer Großversuch mit dem Ziel, das urgeschichtliche Geschehen in die gesamthistorische Betrachtung einzubauen, war Menghins so geistreiche „Weltgeschichte der Steinzeit“. Ihr Verfasser stellte damals seinen Ausführungen die Erkenntnis voran, wieviel unerwartete Schranken sich dem Versuch, ein wissenschaftliches Weltbild in systematischer Kleinarbeit zu behandeln und in den letzten Folgerungen vorzuführen, entgegen stellen. „Wieviel liebgewordene Ideen erweisen sich da als unhaltbar!“ Und wenn Menghin neben die Meister und Kärner die Schwarmgeister stellte, so hätte er zur Warnung derer, die nach ihm ähnliche Werke schrieben, vielleicht noch andeuten sollen, wie groß die Gefahr gerade für den Meister ist, sich ohne die nötige Selbstkritik von schwarmgeistähnlichen Methoden und Gedankengängen leiten zu lassen.

Damit sei die Situation gekennzeichnet, aus der diese neue beachtliche Synthese der hochangesehenen italienischen Forscherin entstanden erscheint. Ihr Buch wendet sich nicht zum geringsten gegen Menghin — und zugegebenermaßen ist viel gegen seine „Weltgeschichte“ vorzubringen — in noch stärkerem Maße aber trifft das auf das vorliegende Werk von Frau Professor Laviosa selbst zu. „Wir glauben, daß“, dieses Bekenntnis findet man allzuoft in ihrem Buch. Ein Zeichen aller Wissenschaftlichkeit ist aber nicht Glaube, sondern Zweifel. Wo eindeutige Beobachtungen, unumstößliche Beweise und Folgerungen vorliegen, bedarf es keines Glaubens, sondern da sprechen die Tatsachen selbst.

Wer es als wissenschaftlicher Meister im oben angedeuteten Sinne unternimmt, ein solches Werk zu schreiben, bedarf dazu einer fast universellen Kenntnis der wichtigsten Fachliteratur verschiedener verwandter Wissensgebiete. Weit entfernt, der Verfasserin diese Voraussetzungen absprechen zu wollen — wir bewundern sie im Gegenteil vielmehr — können wir doch leider nicht umhin, einige empfindliche Lücken zu vermerken und festzustellen, daß wir es als Quartärforscher insbesondere begrüßt hätten, wenn sich Verf. ein etwas eindringlicheres und genaueres Bild von den natürlichen und kulturellen Verhältnissen des Pleistozäns gemacht hätte. Manche offensichtlichen Irrtümer, die man gerade im Hinblick auf das Ansehen der Verf. nach ihr vermutlich wieder jahrzehntelang durch das internationale Schrifttum schleppen wird, hätten dann vermieden werden können.

Wollen wir als Geologen und Prähistoriker dazu beitragen, daß die Urgeschichte endlich von jenem Geruch der Unwissenschaftlichkeit, ja Phantasterei befreit wird, in dem sie noch immer bei vielen Historikern und Analytikern steht, so müssen wir uns zu einigen methodischen Grundsätzen bekennen, die ein so weitgehend spekulatives Arbeiten, wie es in dem vorliegenden Werk geboten wird, ausschließen. Die Quartärgeologie neigt ebenso wie die Gesamtprähistorie in allen Ländern stark zur Geistesspekulation, und ihre Theorien ern-

mern leider oft an Wolkenkratzer, die aus Spielkarten aufgebaut sind. Glaubenssätze werden, wie auch bei Verf., mit Tatsachen verwechselt und weittragende Folgerungen aus ihnen abgeleitet.

Wo es sich um Fragen des Ursprungs und der Ausbreitung einzelner Kulturverbände oder -kreise handelt, muß zunächst einmal die Frage nach deren geologischem Alter nachgeprüft werden. Zweitens darf niemals nur anscheinend, etwa nach der höchst persönlichen Meinung eines Forschers zu ein und derselben Kultur gehöriges Fundinventar zu weittragenden Schlüssen benutzt werden, ehe diese angebliche Zusammengehörigkeit grabungsmäßig und stratigraphisch erwiesen ist. Das sind Grundsätze, über die man bei Meistern nicht reden dürfte.

Die Vorbereitung für den Aufstieg vollzog sich nach Meinung der Verfasserin während des Mittelpaläolithikums in Syrien-Palästina. Dort sieht sie ein „primäres Antriebszentrum“. „Aber die besten Umweltvoraussetzungen für das volle Ausreifen dieser Keime sollte während des Jungpaläolithikums Südfrankreich bieten“. Es „lag außerhalb des Würmgletschers“. Von dort aus soll sich „schon gegen Ende der Eiszeit“ der Kulturkreis der jungpaläolithischen Jäger nach Nordeuropa und Osteurasien ausgebreitet haben. „Mitteleuropa stellt ein spätes Zweigzentrum des Jungpaläolithikums in Frankreich dar“. Schließlich finden wir dann irgendwann „einen dolichoipsikephalen australoiden Typus, der dem von Combe-Capelle aus der jüngeren Altsteinzeit verwandt ist, von dem auch die Protohamiten und die palästinensischen Natufianer Varianten sind“ in Vorderasien als Träger der präsumerischen Kultur. Denn es ist eines der Hauptziele des Werkes, den monogenen Ursprung der Ackerbaukultur in Vorderasien nachzuweisen. Verf. ist offenbar in jeder Hinsicht eine Anhängerin der Monogenese. Es hieße eine größere Abhandlung zu schreiben, wenn wir auf die von ihr gegebenen Hinweise für ihre Folgerungen, die nicht mit Beweisen verwechselt werden sollten, eingehen wollten. Nur soweit es sich um quartärkundliche Fragen handelt, mag das in einigen wenigen, besonders krassen Fällen, die Mitteleuropa betreffen, geschehen. Wie sieht die Verf. im großen und ganzen die Kulturverhältnisse des Pleistozäns in diesem Raum, der ja, was sie vergißt, auch „außerhalb des Würmgletschers“ lag?

In Österreich gibt es nach ihr die Funde „vom Typus Willendorf“, in Mähren die „vom Typus Předmost“. Das heißt in der Tat die Verhältnisse auf den denkbar einfachsten, freilich so nicht tragbaren Nenner zu bringen. Mähren bildete mit Niederösterreich und der Westslowakei vielmehr ein Zentrum. Um in der Nomenklatur der Verfasserin zu sprechen, würden wir sagen, es befand sich dort während Würm III ein „Antriebszentrum“, und es handelt sich um alles weniger als einfach um „Ableger des frankokantabrischen Kreises“. In Předmost selbst existiert eine einheitliche Kultur nur in der Vorstellung Absolons, der sichtlich in recht einseitiger Weise bei den Anschauungen der Verf. Pate gestanden hat. Niemals ist das von Verf. mehrfach betonte Nachleben rein altpaläolithischer Industrien in Předmost grabungsmäßig nachgewiesen worden. Im Gegenteil haben die wenigen Grabungen, die dort stattfanden, ganz anderes bewiesen (hierzu vgl. diesen Band S. 7 ff). Verf. aber stellt nun gar fest, daß die Verhältnisse in Mähren genau umgekehrt seien wie in Palästina! Während nämlich dort „das Aurignacien zum ersten Mal in Acheuléen-Moustérien-Schichten des mittleren Paläolithikums erscheint, leben in Mähren die Erinnerungen an die Acheuléen-Moustérien-Industrie während der jüngeren Altsteinzeit, d. h. während des Aurignacien weiter“! Will man, wie es Verf. tut, Mitteleuropa einfach als „spätes Zweigzentrum des Jungpaläolithikums Frankreichs“ erklären, so gilt es, die Altersfrage des Aurignacien hier wie dort genau zu klären. In Mitteleuropa tritt die ältere Aurignaciengruppe bereits im Würm I/II-Interstadial geologisch nachgewiesen auf, während in Westeuropa eine so genaue und sichere Datierung u. W. bisher nicht erreicht wurde.

Doch wie sieht Verf. gar die, im Gegensatz zur Ausbreitung des Aurignacien unbestreitbar west-ost gerichtete Ausbreitung des Acheuléen? Nach ihr „folgt“ das Clactonien auf die Faustkeilindustrie und der Neandertaler war — was in keinem einzigen Fall nachge-

wiesen ist, wenn wir den Swanscomber nicht als Neandertaler ansprechen wollen — der Träger des Acheuléen. Und ist das Moustérien als eine „innige Verbindung zwischen Faustkeil- und Klingenkultur“ zu charakterisieren? Treten dort „zum ersten Mal zwei Techniken, nämlich die der Zweiseiter und die der Klängen zusammen auf?“ In Hannover, „einem der nördlich ganz entlegenen Randgebiete“, sollen „die Vorstöße von Süden her den Neandertaler in die Isolierung getrieben“ haben. Und was war — nach Verf. — die Folge? „Heute spricht man von einer älteren Altsteinzeit in Deutschland zwischen Saale und Weser. Was für ein Leben die angenommenen proto- oder paläomorphen Völker in solcher Nähe der Gletscher geführt haben mögen, kann man sich leicht vorstellen. Die paläolithische Industrie dieser Gegend unterscheidet sich in der Tat erheblich von der klassischen in Frankreich: Die schönen und typischen zweiseitig bearbeiteten Formen sind sehr selten, dagegen herrschen zufällige, untypische und wertlose Arbeiten ohne Anzeichen eines Fortschritts vor.“ (!)

Ja, kennt denn, muß man hier fragen, Verf. das mitteleuropäische Altpaläolithikum überhaupt nicht? Weiß sie nichts von dem klassischen, geologisch gut datierten Acheuléen im Leinetal in Hannover, das bereits 1938 u. a. in Quartär I, S. 182 veröffentlicht war?

Wir wollen glauben, daß die Kapitel dieses Buches, die die postdiluvialen Abschnitte und Kulturen behandeln, mehr hieb- und stichfest sind, fürchten aber auch, daß Ethnologen und Anthropologen (vgl. diesen Band S. 50 ff) wenig mit den in ihr Fach schlagenden Abschnitten einverstanden sein werden. Sehr ausgiebig werden urgeistgeschichtliche Fragen behandelt. Leider scheint Verf. jedoch eine der besten und grundlegendsten Arbeiten, die uns in letzter Zeit zu diesem Thema geschenkt wurden, die des Schweizers Meuli aus Phyllobolia für P. v. d. Mühl, Basel 1946, entgangen zu sein. Meuli vertritt andere, besser fundierte Anschauungen.

Frau Laviosa-Zambotti hat ein neues, schönes und durchaus beachtliches Wissenschaftsgebäude errichtet. Ein Teil der Pfeiler aber, die es tragen, sind nicht als Fundamente geeignet (so das in seinem Alter noch immer sehr umstrittene Capsien), und die Brücken, die seine Einzelteile verbinden, drohen, weil allzu kühn gespannt, (ein Beispiel dafür die Verbindung der miolithischen Kunst Ostspaniens mit Val Camonica) einzustürzen. Im Ganzen gesehen zeigt uns der Versuch, daß die Urgeschichte noch immer nicht so weit ist, Weltgeschichte zu schreiben. Vielmehr scheint es uns, daß sie sich vorläufig mehr damit befassen sollte, Kulturen und Kulturgruppen auf regionaler Grundlage zusammenfassend zu beschreiben und ihren Ursprung, ihre Ausbreitung, nicht zu vergessen ihre Altersbeziehungen möglichst zuverlässig darzustellen. Wir brauchen mehr Beobachtungen und Tatsachen als immer neue Entstehungs- und Wanderungstheorien.

Die ausgezeichnete Formulierung, die am Anfang des Buches steht, möge diese Besprechung beschließen: „So wie die Geschichte an unseren Schulen gelehrt wird, könnte sie mit einem großen Palast verglichen werden, den man wohl kreuz und quer durchwandeln kann, in dem man die Vollendung an Pracht der Räume genießen und sich nach Belieben voll Bewunderung bei jeder Einzelheit aufhalten kann, aber dessen tragenden Unterbau und ergänzende Anbauten man nicht zu erkennen vermag. Es ist, kurz gesagt, ein Palast ohne Grundmauern, ein Körper ohne Kopf und Gliedmaßen, ein unvollständig entwickelter Organismus, der nicht in der Lage ist, alle Kräfte, die ihn aufgebaut haben, auszuwerten. Die Menschen, die den Palast besuchen, sind oft betroffen über das hermetische Dunkel, das seinen Ursprung umgibt, und wenn sie danach forschen, erhalten sie selten eine befriedigende Antwort.“ Wahrhaftig, eine befriedigende Antwort ist selten. L. Z.

W. ADRIAN: Die Frage der norddeutschen Eolithen. Veröffentlichungen der Altertumskommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde. Paderborn 1948. 243 S., 103 Abb., 3 Tabellen.

Der Mensch schuf die Form um der Form willen und tat dies, wie der Verfasser dieses vorbildlich und hervorragend ausgestatteten Werkes sagt, selbst auf Kosten der praktischen